

THEOLOGISCHE REVUE

120. Jahrgang

– Juli 2024 –

Weiten, Gabriel: Synodale Communio. Papst Franziskus und Joseph Ratzinger / Benedikt XVI im Vergleich. – Regensburg: Friedrich Pustet 2023. 424 S. (Ratzinger Studien, 24), geb. € 39,95 ISBN: 978-3-7917-3409-5

Ob die gegenwärtige und wesentlich mit Papst Franziskus verknüpfte Diskussion über Synodalität und synodale Kirche mit der eucharistischen Ekklesiologie konvergiert oder sich doch als eine behutsame Entwicklung des Verständnisses von Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erweist, ist eine aktuelle und bedenkenswerte Frage.

Gabriel Weiten untersucht in seiner Diss. die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils und erörtert insbes. den vielschichtigen, facettenreichen Begriff Synodalität, den Papst Franziskus verwendet und populär gemacht hat. W. spricht von einer „massiven Betonung der Synodalität in der Kirche“ (15) und vergleicht dies mit dem ekklesiologischen Verständnis von Joseph Ratzinger / Benedikt XVI.

Der Vf. versucht zunächst den Gebrauch des Begriffs anhand verschiedener Schriften, Reden und Äußerungen von Papst Franziskus zu konkretisieren und zu fassen. Er arbeitet damit eine – in der Form bisher nicht vorhandene – Phänomenologie des Begriffs aus, die aus den päpstlichen Statements destilliert und facettenreich vorgelegt wird. Leitend dürfte dabei sein, dass Franziskus Synodalität als einen Prozess unter Führung des Heiligen Geistes begreift, nicht als ein Kirchenparlament (53) oder einen Diskursprozess. In einer Ansprache vor der italienischen Bischofskonferenz bezeichnet der Papst Synodalität als „konstitutives Element der Kirche“ (49) und stützt sich auf das Dokument der Internationalen Theol. Kommission, das in jenem Jahr publiziert wurde. Darin ist ausgeführt, dass „Synodalität ein *modus vivendi et operandi* der Kirche als Volk Gottes“ (49) sei. Alle, die der Kirche zugehörig sind, sollten „aktiv an der Evangelisierung“ (49) teilnehmen. Dies spiegelt sich in exponierter Weise auch im *Brief an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland* wider, in dem eine „pastorale Bekehrung“ priorisiert wird: „Der Evangelisierung soll der Primat gelten. Die Evangelisierung ist keine Anpassung an den Zeitgeist oder eine sonstige äußerliche oder strukturelle Veränderung, sondern eine Herzensumkehr der Einzelnen, die neu die Freude des Evangeliums erfahren.“ (51) Die „Form der Verkündigung“, und nicht deren Inhalt, sei „reformbedürftig“ (51). Synodalität sei nicht strukturelle Anpassung oder regionale „Kompromissfindung“ (52), sondern Evangelisierung in Gemeinschaft mit der Weltkirche. Der „Hauptakteur“ sei der Heilige Geist: „Um den Heiligen Geist zum Ausdruck kommen zu lassen, sind das intensive Gebet, die Parrhesia, das Hören und die Unterscheidung notwendig.“ (53f) Der Umgang mit Unterschieden sei nötig, aber es gelte, die Einheit zu wahren (55): „Synodalität sollte [...] dazu beitragen, dass jeder Christ das Geschenk erkennt, das Gott ihm durch seine Berufung gemacht habe

und fragt, wie er dieses Geschenk weitergeben kann.“ (59) Es komme auf die „vertikale Dimension der Synodalität“ (61) an: „Zuerst muss auf Gott gehört werden, muss Gott in der Anbetung begegnet werden, muss sein Wort für die Unterscheidung beachtet werden. Diese Priorität Gottes soll dann wahre, freie und offene menschliche Begegnungen ermöglichen, die lebensverändernde Kraft haben können.“ (61) Franziskus beziehe sich damit sowohl auf das gemeinschaftliche Verhalten der Urgemeinde wie auf das Zweite Vatikanische Konzil (65): „Der synodale Stil besteht dann darin, Gemeinschaft zu pflegen, aufeinander zu hören und gemeinsam auf den Heiligen Geist zu hören. Jeder soll Wertschätzung erfahren und niemand soll ausgegrenzt werden.“ (67) Synodalität ist eine Stilfrage und Haltung, missionarisch, bezogen auf das Tun der Kirche heute, die zugleich W. zufolge nicht den Intentionen entspricht, die sich wesentlich mit dem ekklesiologischen Denken Hans Küngs verbinden. Dem Tübinger Theologen zufolge sei Kirche als eine quasi-parlamentarische Versammlung anzusehen, auf der tatsächliche oder vermeintliche Themen der Zeit erörtert würden, um Beschlüsse zu fassen (104–105). Küngs These, „dass das ökumenische Konzil zu verstehen sei als die göttliche Versammlung menschlichen Rechts in Analogie zur Versammlung göttlichen Rechts, der Kirche“ (104), habe Ratzinger damals widersprochen. W. referiert eine Reihe von Positionen namhafter Theologen jener Zeit – von Michael Schmaus bis Karl Rahner – zum Verständnis des Konzils. Sichtbar wird, dass insbes. Henri de Lubac eine Schlüsselgestalt für die Absicht der geistlichen Vertiefung, entsprechend der Intention der Päpste und der Konzilsväter, vor dem Horizont der Zeitläufte ist. W. benennt den auf dem Konzil am meisten zitierten Satz: „Die Kirche macht die Eucharistie, und die Eucharistie macht wiederum die Kirche.“ (231) Allein durch die Orientierung an de Lubac und dessen Besinnung auf die Patristik steht die synodale *Communio* im Gegensatz zu der von Hans Küng vertretenen Position, in der die Kirche die Form des Konzils annehme und selbst das Konzil sei (120 u. 293), Ideen, deren Weiterwirken auf dem Synodalen Weg in Deutschland von W. ausführlich diskutiert und analysiert werden (185–199) und nicht dem Lehramt der Kirche, damit auch nicht dem Zweiten Vatikanischen Konzil, entsprächen. Die *Communio*-Ekklesiologie indessen werde in der Eucharistiefeier verankert, „weil sich die Vereinigung des Menschen mit Gott von der Eucharistie ausgehend vollzieht“: „Wenn Jesus Christus das Ursakrament der Vereinigung Gottes mit den Menschen ist, dann ist die Kirche das Sakrament, das die Vereinigung der Menschen mit Christus bewirkt. Und diese Vereinigung vollzieht sich mit eschatologischem Vorbehalt in der Feier der Eucharistie. *Communio*-Ekklesiologie und Eucharistische Ekklesiologie bedingen sich gegenseitig.“ (231) Die „*Communio*-Ekklesiologie“ habe Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. durchgängig vertreten: „Joseph Ratzingers Ekklesiologie ist *Communio*-Ekklesiologie im Sinne einer Eucharistischen Ekklesiologie auf der Basis der Heiligen Schrift und der Kirchenväter.“ (256) Die Beziehung zum Herrn stifte auch eine neue Beziehung der Gläubigen untereinander: „Das Ich des Menschen wird durch die Eucharistie zu einem Wir.“ (259) Die Weggemeinschaft des Glaubens, die alle Zeiten und Orte umschließt, hebt ebenso Papst Franziskus hervor, wenn die Synodalität nicht provinziell verengt (299), sondern evangeliumsgemäß, christozentrisch, weltkirchlich gedacht wird, vertikal wie horizontal, und auch „ökumenische Implikationen“ (291) enthält, etwa mit Blick auf die orth. Kirchen. Für W. steht Papst Franziskus’ Verständnis von Synodalität in unmittelbarer Kontinuität zum Denken seines Amtsvorgängers. Zugleich wird in dieser *Communio*-Ekklesiologie die Lehre und Theol. des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgenommen und geistlich fruchtbar gemacht für die Aufgaben der Kirche in der Welt von heute. Einerseits liegt darin eine „deutliche Absage an ein Individualkirchentum“ sowie an einen „Individualglauben“ (307), andererseits wird der missionarische Impuls des Konzils neu

aufgenommen, um auf Christus schauend Grenzen zu überschreiten oder an die Randgebiete zu gehen, „zu den Menschen zu gehen, die fernstehen oder ausgegrenzt sind“ (307). W. beschreibt die synodale Kirche, die Franziskus im Sinn hat, wie folgt: „Diese Kirche ist keine Kirche von Mächtigen, sondern von demütig Liebenden, von wachsam und achtsam Lebenden und von ehrfürchtig Glaubenden.“ (308) Den wesentlichen Konvergenzpunkt im ekklesiologischen Denken von Franziskus und Benedikt XVI. bildet Henri de Lubacs Einsicht, dass die Kirche die Mondanität ablegen solle oder gerufen sei, sich zu entweltlichen, um Gottes Liebe in der Welt von heute glaubwürdig zu bezeugen.

Die kenntnisreich erarbeitete Studie von W. verdient eine breite Rezeption in der Theol. heute.

Über den Autor:

Thorsten Paprotny, Dr., Hannover (thorsten.paprotny@outlook.de)